

Hier wird immer gebrüllt

100 Jahre „Menschheitsdämmerung“ – die Literaturzeitschrift Schreibheft zieht kritisch Bilanz

„Statt vieler schöner Lyrikbücher, die sowieso keiner kauft, braucht man jetzt nur einen Band zu kaufen. Wie bequem! Man findet bei Pinthus alles, was man auch sonst schon gefunden. Wie bequem!“ Mit solchen Schlagzeilen begann im Winter 1919 die Erfolgsgeschichte der berühmtesten Gedichtsammlung des 20. Jahrhunderts. Das große Feuerwerk des Expressionismus, das der Journalist und Filmtheoretiker Kurt Pinthus unter dem Titel „Menschheitsdämmerung“ vorgelegt hatte, wurde zur repräsentativen Sammlung der lyrischen Moderne erhoben – trotz eklatanter Mängel. Bereits kurz nach ihrem Erscheinen galt Pinthus' „Symphonie jüngster Dichtung“ als „die beste und wertvollste Kundgebung gegenwärtigen Dichtens“ – ein literarischer Kanon, der seine Wirkungsmacht auch gegen harsche Kritik behaupten konnte. Bereits nach zwei Jahren waren 20 000 Exemplare verkauft, und mittlerweile hat das Werk die für eine Anthologie sensationelle Auflage von 164 000 Stück erreicht.

Zum 100. Geburtstag hat nun das aktuelle Schreibheft, seit vielen Jahren die inspierteste Literaturzeitschrift im deutschsprachigen Raum, den Mythos „Menschheitsdämmerung“ gründlich seziiert. Unter der Regie des Berliner Dichters Konstantin Ames haben fünfzehn lyrische Zeitgenossen eine kritische Tiefbohrung in jeweils einem exemplarischen Gedicht unternommen. Mit erhellenden Ergebnissen.

Konstantin Ames moniert zunächst die „wirkungsgeschichtlichen Verzerrun-



Originalausgabe

REPRO: BZ

gen“, die durch die affirmative Tradierung der „Menschheitsdämmerung“ entstanden sind. Tatsächlich hat Pinthus vor allem den „messianischen Expressionismus“ mit seinem „O Mensch“-Pathos bedient. Das größte Vergnügen bereiten im Schreibheft die Wiederentdeckungen eigener massiv unterschätzter Menschheitsdämmerung-Autoren. Eine Lektion in akribischer Philologie liefert Michael Lentz ab, der die „Wortkunst“-Poetik August Stramms als Strategie zur Erlangung

einer „gesteigerten Seinserfahrung“ dechiffriert. Mara Genschel besichtigt die „Splattermotive“ in Georg Heyms „Der Gott der Stadt“ und zitiert ein paar herbe Impressionen: „eher Metzgergeselle als Ästhet“ – „Am besten könnte er arbeiten nach einem tüchtigen Beefsteak“.

Ein Exerzitium in literaturkritischer Ambivalenz wird an dem politisch wie poetisch prekären Dichter Johannes R. Becher vorgeführt. „Wir fühlten uns wie Menschen am ersten geschichtlichen Schöpfungstag“: So schwärmte Becher noch 1957 als Kulturminister der DDR von den acht Versen in Jakob van Hoddis' epochalem Gedicht „Weltende“. Dass sich in Becher durch dieses Gedicht eine innere „Verwandlung“ vollzogen hat, wird vom Büchnerpreisträger Marcel Beyer im fulminantesten Schreibheft-Beitrag vehement bestritten. Der Dichter hat sich zunächst als Mörder seiner Geliebten und großer Morphinist in der Literaturgeschichte verewigt. Als expressionistischer Dichter – so Beyer – hat er wenig vorzuweisen: „Atmen hat er nie gelernt. Hier wird immer gebrüllt.“ – „Kleindeutscher Muff in hohem Ton.“ – „Ein Chorknabe mit Schillerkragen, der hinter seinem Rücken einen Dolch verbirgt.“ Die Liste der Verdikte ist lang. Dennoch: Die „Menschheitsdämmerung“ war ein Türöffner für die literarischen Avantgarden jedweder Provenienz. Und sie bleibt Pflichtlektüre. **Michael Braun**

Schreibheft. Zeitschrift für Literatur, No. 92. Rigodon Verlag, Essen. 192 Seiten, 15 Euro.